

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 92 (1974)
Heft: 51/52

Artikel: Über Zusammenhänge zwischen Machbarkeit und Zerstörung
Autor: Schmid, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-72532>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über Zusammenhänge zwischen Machbarkeit und Zerstörung

Von Prof. Dr. Karl Schmid †, Bassersdorf¹⁾

DK 130.1

Vor längerem schon hatte Prof. Karl Schmid unserem Wunsche zugestimmt, den nachstehenden Vortrag in der «Schweiz. Bauzeitung» nachdrucken zu dürfen. Noch bevor es dazu gekommen ist, hat der Tod den auch in unserem Leserkreis hochgeschätzten Karl Schmid abberufen – zu früh, wie vielen mit uns bewusst geworden ist. Waren wir seinerzeit schon glücklich, seine Zustimmung erhalten zu haben, so waren wir es in noch höherem Masse, als wir wenige Wochen später Einsicht in sein Manuskript nehmen konnten.

Was Karl Schmid darin in gesellschaftskritischer Sicht zum Ungeist in der Überbewertung der Leistung als solcher offenbart, der das Sensorium nicht nur für das Gemachte, sondern auch für das Gewordene und das Geschaffene zum

Opfer fällt, ist nun zu seinem in der Sorge um uns Menschen gegebenen Vermächtnis geworden.

Wenn seitdem, innert erstaunlich kurzer Zeit, eine wirtschaftlich und sozialpolitisch einschneidende, die Kurzschlüssigkeit rein rationalen Nützlichkeitsdenkens drastisch vor Augen führende Rezession mit vielen und vielfach noch unabsehbaren Auswirkungen gefolgt ist, so erweist sich darin, wie geradezu prophetisch Karl Schmid die Absurdität einer Wegwerfzeit in ihrer ganzen Tragweite realistisch vorausgesehen hat: «Es geht . . . nicht nur um den Umgang mit Dingen, wesentlich ist die Verwandlung des Menschen.»

Wir glauben, dass auf eben dieses Wesentliche – das (wieder) Menschsein – wir uns beim Ausklang dieses Jahres besinnen müssten.

M. K.

I.

Um unsere Gesellschaft von derjenigen des 19. oder früherer Jahrhunderte, geschweige derjenigen des Mittelalters, zu unterscheiden, braucht man Ausdrücke wie «industrielle Gesellschaft», «Konsumgesellschaft», «Leistungsgesellschaft». Nicht der primäre Sektor, die Urproduktion ist wichtig; es ist der sekundäre, gewerblich-industrielle Sektor, der unserer Zeit den Stempel aufdrückt, und immer mehr der tertiäre Sektor der sogenannten Dienstleistungen. Merkmale dieser unserer Gesellschaft – und das gilt nicht nur für Westeuropa, sondern auch für Nordamerika und zu einem grossen Teil für die kommunistischen Staaten – sind die *Mobilität* der Menschen, das *Leistungsdenken* und die *Intellektualität*. Wer sein ganzes Leben am gleichen Wohnort verbringt und seinen Arbeitsplatz, seine berufliche Tätigkeit nie wechselt, ist immer mehr eine Ausnahme. Irrationale Beweggründe, die solcher Mobilität entgegenwirken könnten, kommen nicht auf gegen ein Denken, das die Gestaltung des Lebens als einen völlig rationalen Prozess versteht. Auch Bildung und Ausbildung werden zunehmend rational gestaltet; der intellektuelle Mensch ist frei und mobil. Wenn er sich aus rationalen Gründen für etwas Neues entscheidet, trennt er sich ohne jede Sentimentalität vom Alten.

Es entzieht sich meiner Kenntnis, wer erstmals den Ausdruck «Wegwerfkultur» verwendet hat. Er ist ebenso erschreckend wie treffend. Wahrscheinlich ist dabei zunächst nur an Flaschen und Büchsen gedacht worden, aber «Wegwerfenkönnen» bezeichnet weit darüber hinaus tatsächlich die

Mentalität, welche in der mobilen, intellektuellen und utilitaristischen Gesellschaft herrscht.

Wer mobil sein will, lebt nicht im Umkreis von Dingen, die er übernommen hat und nicht verlieren möchte. Er hängt nicht an ihm zugehörigen Dingen; er will nicht in einer Umwelt wohnen, die Anspruch auf seine Treue erhebt. Er ist auf eine apparative Umgebung erpicht, die ihm alle Leistungen erbringt, deren er bedarf. Er schickt seine Kinder in Schulen, wo sie nicht etwa sich aneignen sollten, was sie unverlierbar durchs ganze Leben begleitet; künftiger Mobilität dient nicht solches Gepäck, nur intellektuelle Leistungsfähigkeit. Denn der Mensch ist keine Pflanze, die verwurzelt sein muss, sondern ein Raubtier, das nach den einkömmlichsten Jagdgründen unterwegs ist.

Theoretisch könnte eine solche Mentalität, für welche alle Beziehungen vorläufig, auf Zeit und kündbar sind, «humanistisch» und geradezu asketisch sein; der stolze Satz «*Omnia mea mecum porto*» stammt von keinem Geringeren als von Cicero. Aber wir wollen uns nicht täuschen: diese scheinbar unmaterialistische, scheinbar ideale Bereitschaft, sich von dem zu befreien, wessen man nicht mehr bedarf, ist über das «träge Besitzbürgertum» nicht so erhaben, wie sie sich fühlt. Denn es ist nicht Unabhängigkeit von Bedürfnissen und vom Verbrauch, was da im Spiele ist, sondern das Gegenteil: eine muntere, bedenkenlose Bereitschaft, möglichst viel Welt und Umwelt als pures Verbrauchsmaterial einzustufen. Ungezählte heutige Menschen müssen sich ihre Zeitgemässheit durch die Leichtigkeit beweisen, mit der sie sich vom sie Umgebenden trennen, es wegwerfen, um nach Neuem zu greifen.

Das ist die schwierige Kehrseite der Konsumgesellschaft, wo das Verbrauchen dessen, was man braucht, in den Verschleiss übergeht. Wir brauchen immer mehr Dinge, und wir haben zu immer weniger Dingen ein Verhältnis, das nicht nur

¹⁾ Festvortrag, gehalten anlässlich des 4. Internationalen Brandschutzseminars am 18. Oktober 1973 in Zürich und veröffentlicht mit freundlicher Genehmigung des Brand-Verhütungs-Dienstes für Industrie und Gewerbe, Zürich.

dasjenige des Verbrauchers zu einer Ware ist. Theoretisch geht es bei all dem nur um Dinge der äusseren Welt. In Tat und Wahrheit aber geht es, indem es sich um unser Verhalten den Dingen gegenüber handelt, auch um uns selber.

II.

Immer mehr Dinge haben für uns nur noch den Rang von Verbrauchsmaterial, von Ware. Immer mehr solche Waren werden maschinell und industriell hergestellt, das heisst in beliebiger Menge. Wie, wo und durch wen das geschieht, beschäftigt den Normalverbraucher nicht. Er kauft die Ware, gebraucht und verbraucht sie; nur daran ist er interessiert. Dann wird sie weggetan und kommt aus den Augen. Irgendwo gemacht werden, kurze Zeit gebraucht werden, irgendwohin weggeworfen werden: das ist der triste heutige Lebenslauf der meisten Sachen, die wir benötigen.

Ökonomen, Politiker, Futurologen machen sich über die Grenzen des Machens und des Konsums und über die komplexen technischen Probleme der Entfernung und Vernichtung des Abfalls Gedanken; den normalen Zeitgenossen kümmert das wenig. Mögen sich andere Sorgen machen über die Endlichkeit der Grundstoffe und die Vergiftung der Umwelt – eindrücklicher als der Zeitungsartikel über die Grenzen des unseligen Wachstums ist der Inseratenteil, wo dem Käufer und Konsumenten vor Augen geführt wird, was ihm zur Seligkeit noch fehlt.

Uns beschäftigt hier weder das Machen der Dinge, noch das Vernichten des Gemachten, wohl aber die *Mentalität des Gebrauchs und Verbrauchens*. Kennzeichnend für das heutige Verhältnis des Menschen zu den Dingen ist, dass man sie nur um bestimmter *Funktionen* willen schätzt. Sie werden zu einem bestimmten Zwecke angeschafft, sie haben etwas Bestimmtes zu leisten; darin, und in nichts anderem liegt ihr Sinn. Ob man etwas braucht oder als sinnlos wegwirft, darüber wird nach dem Gesichtspunkt der *Nützlichkeit* entschieden. Man hat einer kapitalistischen Ausbeutementalität vorgeworfen, dass sie den Arbeiter nur nach seiner Leistung einstuft und ihn ohne jede Treue und ohne Verantwortungsgefühl entlasse, wenn er sein Soll nicht mehr erfülle. Diese Herrenposition gegenüber dem, was man für sich arbeiten lässt: «Wenn du nicht mehr leistest, was ich von dir erwarte, trenne ich mich von dir» nimmt heute jeder ein – gewiss nicht mehr gegenüber Sklaven oder leibeigenen Bauern, aber gegenüber den Dingen, die für ihn etwa das tun, was früher die Leibeigenen und die Sklaven getan haben. Die Dinge sind, wie Sklaven, anonym und austauschbar; sie sind ihrem Besitzer ausgeliefert, er verbraucht sie.

Das bisschen Schutz von besonders schönen Baudenkmalern oder eines Weihers oder eines Auenwalds – diese seltenen kulturellen Referenzen vor der Würde des Seienden und der unwiederbringlichen Dinge sind nicht mehr als der Groschen, den man an der Kirchentür in die Büchse wirft. Auch die härtesten Tyrannen haben gelegentlich besonders schöne Sklavinnen von der Feldarbeit befreit und zu Schmuck und Vergnügen in ihr Schloss geholt.

Wegwerfenkönnen ist heute ein Statussymbol, das wenigen versagt ist. Es verschafft das Lustgefühl der Macht über die Dinge. Die Ausbeutungslust ist des Prestigedenkens liebstes Kind. In alten Geschichtenbüchern lesen wir von skrupellosen Vögten, die durch die Gerstenfelder reiten und sie in den Boden treten. Zu blosser Lust etwas zerstören, ohne irgendein Gefühl für den Wert der Sache und der Arbeit, die in ihr steckt, galt in der Vergangenheit als Frevel. Der Verschleiss, der unser heutiges Leben durchzieht, belastet das Gewissen nicht. Solches Verbrauchen und Ersetzen hält die Wirtschaft im Gang; der Gedanke des unersetzlichen Verlustes kommt nicht auf, wo man von der Machbarkeit der Dinge überzeugt ist.

Das eben Gesagte würde missverstanden, wenn man dahinter Wachstumsfeindlichkeit und Verketzerung des industriellen Zeitalters vermutete. Es geht uns hier nur um das *innere Verhältnis* des Menschen zu dem, womit er umgeht und wovon er umgeben ist, wobei eben der Verdacht sich meldet, es könnten differenziertere und rücksichtsvollere Weltbezüge geschädigt werden, wenn die Beurteilung nach Nutzen und Leistung eine Monopolstellung gewinnt. Wenn man den Blick auch nur um ein halbes Jahrhundert zurückgehen lässt, wird einem bewusst, wie einschneidend die Formen des *Umgangs mit den Dingen* sich gewandelt haben.

III.

Ich weiss nicht, ob sich unter Ihnen noch viele finden, die, wie ich, sich erinnern, wie die Mutter ein Paket aufmachte, das die Post gebracht hatte. Da wurde, unter entschiedener Bezähmung aller Ungeduld, zupfend und rupfend die Schnur gelöst und, bevor es mit dem Auspacken weiterging, zu späterem Wiedergebrauch sorgfältig aufgewickelt. Und mit der gleichen Umständlichkeit glättete man das Papier und legte es zusammen, wer ohne Not sich neues Papier und neue Schnur hätte kaufen können. Die Beispiele liessen sich ver-hundertfachen, und es wäre dabei nicht nur von den sparsamen Frauen die Rede, die die Strümpfe unendlich viele Male stopften und überhaupt wieder instand setzten, was irgendwie reparierbar war. Wer vor der Wegwerfzeit geboren wurde, weiss auch um das zähe Geschäft, wie man einen krummen Nagel wieder gerade hämmert, und kennt die Kasten und Schachteln, in denen man Drahtstücke und Korke, Stifte und Schrauben, Schlösser und Riegel aufbewahrte, für mögliche Wiederverwendung.

Wir wollen das nicht überbewerten und nicht als Gegenstück zur Wegwerfkultur auf einen Sockel stellen; aber die Erinnerung daran ist nicht sinnlos. Warum hat man sich so verhalten, die Scherbe wieder eingeleimt und den zerbrochenen Topf sogar mit Draht nieten lassen? Die rationale Erklärung liegt auf der Hand: die Reparatur des Alten war weniger kostspielig als die Anschaffung von etwas Neuem. Man war überhaupt sparsam, musste es sein; das Realeinkommen lag unvergleichlich tiefer als heute.

Aber diese ökonomischen Tatsachen erklären diesen anderen Umgang mit den Dingen nicht zureichend. Was da in Wohnzimmer und Küche stand, das empfand man nicht als gekaufte Ware; das waren dauernde Bestandteile jener engsten Umwelt, in der man *wohnt*. Wir haben vorhin gesagt, heute würden die Dinge fabriziert, verbraucht und weggeworfen. Jenes ältere Verhältnis zu ihnen war anders bestimmt. Was man im Hause hatte, war einmal von jemandem gemacht oder geschaffen worden; man gebrauchte es, man ging mit ihm um und trug ihm selbstverständlich Sorge, denn man würde es weitergeben. Willkürliches Zerstören oder Vernichten von etwas noch Brauchbarem hatte da keinen Platz; auf einem Bauernhof wird noch heute kaum etwas vernichtet.

Eine wichtige Folge dieses gegenüber heute viel langsameren Verbrauchs lag darin, dass man von vielen *alten Dingen* umgeben war, und zwar gern. Die Dinge, die man im Hause hatte, wurden alt; das minderte nicht ihren Wert, aber erhöhte die Sorge, die man zu ihnen trug.

Heute sind wir von Dingen umgeben, die *jünger* sind als wir. Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts blieb ein Haus seine hundert oder ein paar hundert Jahre stehen; heute bricht man Gebäude ab, die vor wenigen Jahrzehnten gebaut wurden. Stuhl und Bett, Gabel und Tischtuch taten ihre Dienste für einige Generationen; heute werden wenige Möbel dreissig Jahre alt, und die Textilien sterben noch jünger. Das Verhältnis wird dadurch nochmals verändert, dass die Menschen vor einem Jahrhundert im Durchschnitt 30 bis 40, heute aber rund 70 Jahre alt werden. Noch unsere Grosseltern wur-

den in alte Dinge hineingeboren, lebten mit ihnen und liessen sie zurück. Wir aber überleben ganze Generationen von Dingen; immer mehr Gegenstände des täglichen Lebens werden so angeschafft und so verbraucht wie Nahrungsmittel: man kauft, verzehrt und kauft von neuem. Wer heute von Würde des Alten und Auf-uns-Gekommenen oder gar von so etwas wie einem Lebensrecht der geschaffenen Dinge sprechen wollte, brauchte für den Spott nicht zu sorgen.

Gewiss gibt es heute auch einen gewissen Kult der alten Dinge; ein ganzer Wirtschaftszweig lebt nicht schlecht davon. Aber die Petroleumlampe im Zimmer mit den Stahlmöbeln oder die gotische Madonna über der Hausbar: das mag, wenn es nicht reiner Snobismus ist, zwar davon zeugen, dass das Sensorium für Altgeschaffenes nicht völlig verschwunden ist. Aber es sind das keine wirklichen Korrektive der Wegwerfkultur. Der elitäre Reiz dieser Dinge besteht in ihrer Seltenheit und in ihrem Preis.

Ohne Zorn und ohne kulturellen Hochmut stellen wir fest: wir haben uns daran gewöhnt, dass die Dinge kommen und gehen; wir wechseln sie ohne Zögern aus; sie haben prinzipiell keinen anderen Wert als denjenigen des Instruments; sie besitzen keine andere Dimension als diejenige ihrer Funktion. Von fast nichts mehr wissen wir, wie es gemacht wird und wer es schafft; so ist das Gefühl für die menschliche Arbeit, die in jedem Ding steckt, abgestorben. Verbrauch von Machbarem ist die Formel für unser Verhältnis zu den Dingen. Die leichte, rasche Trennung von ihnen ist das Ergebnis eines rationalen Kalküls; die Seele, falls man dieses Wort überhaupt noch brauchen will, hat mit den Dingen offenbar nichts zu tun.

IV.

Man kann diese Entwicklung offenbar einfach hinnehmen und zustimmend feststellen, das sei eben der Wandel von bäurisch-handwerklichen zu modernen industriellen Produktions- und Konsumformen. Wenn man nunmehr von der Wegwerfkultur der Leistungs- und Konsumgesellschaft spricht, was offenbar zutreffend ist, steht ziemlich erschreckend die Frage auf, ob damit *alle* Lebensäusserungen dieser Gesellschaft, ihr allgemeiner Lebensstil bezeichnet werden müsse. Es hiesse dies, dass die Beurteilung der Umwelt – der materiellen, aber auch der gesellschaftlich-menschlichen – nach den Kriterien allein der *Brauchbarkeit* zu geschehen hätte. Was nicht nützt, hat keinen Wert; ob etwas oder jemand etwas wert ist, würde durch den Grad seiner nützlichen *Leistung* bestimmt. Wenn man es so zugespitzt formuliert, ahnt auch derjenige, der sich auf seine Rationalität etwas zugute tut, dass wir damit einer Barbarei verfielen, die nur noch grauenhafter ist, wenn sie sich als Zivilisation versteht. Da stellt sich die Vermutung ein, Kultur beginne dort, wo der Gesichtspunkt der Nützlichkeit *nicht allein* herrsche und nicht ausreicht. Dort, wo wir dessen bewusst werden, dass wir nicht nur von Gemachtem umgeben sind, sondern auch in Geschaffenem und Gewordenem *wohnen*. Und dass dieses Geschaffene und Gewordene, bevor wir es zum Gegenstand unseres Tuns machen, *wahrgenommen* werden sollte, mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt.

Und spätestens jetzt sind wir an dem Punkte, wo die Fragwürdigkeit des Namens «Wegwerfkultur» klar wird. Das Wort «Kultur» stammt von einem lateinischen Verb «colere», das pflegen und bebauen heisst; im Französischen ist das stärker spürbar, aber wir sprechen auch im Deutschen von Kulturen, wenn wir an Gärten und Äcker denken. Pflegen ist das Gegenteil von wegwerfen; Wegwerfkultur ist ein Widerspruch in sich selbst.

Wir haben bisher ganz ungenau einfach von den «Dingen» gesprochen, mit denen wir umgehen. Wir müssen offensichtlich mindestens drei Gruppen von solchen Dingen, drei Schichten dinglicher Umwelt, unterscheiden, deren jede von

uns ein anderes praktisches und moralisches Verhalten verlangt. Es gibt, was heute eben im Vordergrund steht, die *gemachten oder fabrizierten* Dinge, die jederzeit wieder zu machen und zu haben sind. Da gibt es nichts Unersetzliches; es geht diesen Dingen anscheinend jeder Hauch von Individualität ab. Darunter gibt es die Schicht der *geschaffenen* Dinge, die einer als je einzelner gearbeitet hat, mit Mühe, Sorgfalt und in gewissen Fällen durchaus kreativ. Das geht von dem Rechen, den mir mein Nachbar im Tessin, ohne einen einzigen Nagel zu brauchen, verfertigt hat, vom Handwerk und Kunsthandwerk also bis zu den Werken des schöpferischen Künstlers. Aber darunter und vor diesen Dingen gibt es noch diejenigen, die ohne menschliches Zutun entstanden sind; sie sind nach eigenem Gesetz, geschichtlich oder organisch, *geworden*.

Gemachtes mag man konsumieren, es ist wieder machbar. Dem Geschaffenen sollte man Sorge tragen; denn niemand weiss, ob es wieder geschaffen werden könnte. Das Gewordene aber ist meist unersetzlich. Es wird nicht ein zweites Mal. Um ein einfachstes Beispiel zu nennen: eine Tierart, die ausstirbt, ist für immer verloren. Es spielt, wie man spürt, die Zeit hinein. Was gemacht wurde, ist neu in der Gegenwart und kann in der Zukunft wieder gemacht werden. Schon das Geschaffene hat Vergangenheit in sich; der individuelle Wert einer geschaffenen Sache besteht nicht zuletzt darin, dass sie eine Geschichte hat. Und das Gewordene ist in jedem Falle alt.

Das Wort «alt» hat in dem uns beschäftigenden Zusammenhang eine Schlüsselstelle inne. Dasselbe Wort, das in der Wegwerfschicht das Unnütze, Überholte und Wegzuwerfende bezeichnet, sagt in den anderen Schichten aus, es sei etwas der Aufmerksamkeit, ja der Pflege würdig, weil es nicht mehr zu schaffen wäre.

Den drei Gruppen von Dingen gegenüber sind also drei verschiedene Verhaltensweisen angemessen. Gemachte Dinge gebraucht man. Mit Geschaffenem geht man um. Die gewordene Umwelt finden wir vor; es hängt offenbar von uns ab, welche Bedeutung, welcher Sinn ihr zuzusprechen ist.

Wenn all diese drei Verhaltensweisen ausgebildet sind und je angemessen zur Anwendung gelangen, wird man nicht befürchten müssen, die moderne Leistungs- und Konsumgesellschaft bilde sich auf Kosten der menschlichen Kultur aus. Aber diese dreifache Haltung der Umwelt gegenüber wird durch die massive Verhaltensweise, welche die Wegwerfkultur kennzeichnet, in Frage gestellt. Dem Denken nur in den Kategorien der Nützlichkeit und Brauchbarkeit wohnt die Tendenz inne, sich auf Kosten der anderen Denkweisen *auszubreiten*, ja sogar absolute Geltung zu beanspruchen. Es geht eine repressive Wirkung von ihm aus; sie profitiert von der Tatsache, dass das Robust-Rationalistische den differenzierteren seelischen Kräften gegenüber immer im Vorteil ist.

So begegnen wir heute weitherum der Neigung, *alle* überkommenen Gegebenheiten und Strukturen auf eine Weise zu betrachten, als ob sie zu ganz bestimmten menschlichen Zwecken geschaffen worden wären. Wer ganz dem Geist der Wegwerfzeit gehorcht, stellt auch an die Gesellschaft, in die er hineingeboren wurde, an die Nation oder an die Eltern die klipp und klaren Fragen: Was nützt das mir? Wäre etwas anderes, Moderneres nicht viel besser? Sollte man diese alten, überkommenen Wesenheiten nicht beiseite schieben und Platz schaffen für Strukturen, die wir selber rational entwerfen? Der Sinn für die Herkunft des Geschaffenen und die Geschichte des Gewordenen fällt dem Krebs eines Denkens zum Opfer, das nur nach rationalen Funktionen und Nützlichkeiten fragt. Da wirkt sich ein oben schon genanntes Kennzeichen des Wegwerfzeitalters aus; man will nicht in Dingen, Gestaltungen, Strukturen leben, die überkommen sind, die

älter sind als man selber; man möchte in einer *neu gemachten* Welt leben.

Es geht in diesen Prozessen nicht nur um den Umgang mit den Dingen, wesentlicher ist die Verwandlung des Menschen. Er versteht sich als immer freier, immer reflektierter, immer rationaler – die Kehrseite heisst, dass er auf die Schnellstrasse von Machen, Verwenden und Wegwerfen verwiesen ist. Wald und Feld links und rechts davon nimmt er nicht mehr wahr. Er sieht die Zunahme an Zweckdienlichkeit, aber er weiss kaum, was derjenige verliert, der sich der Dinge nur zu seinen Zwecken bemächtigen will, aber ausser sich selbst nichts mehr pflegt. Wenn das Sensorium für das Nicht-Machbare, das individuell Geschaffene, für die Herkünfte und für das, was man nur einmal verbrauchen, dann aber nie mehr ersetzen kann, vor die Hunde geht, bricht eine seelische Eiszeit an. Solche Kälte verträgt sich durchaus mit höchstem apparativem Komfort.

Denn all das, worin wir das Beste am Menschenwesen sehen: Sorgfalt, Mitgefühl, Liebe, schöpferische Kraft, die sich in Farbe, Ton, Wort ausdrückt – all das entsteht nur dort, wo der Mensch weiss, dass das, was ihn umgibt, mehr ist als ein Objekt seines Brauchens und Verbrauchens.

Zu den eigentümlichsten, aber auch folgenschwersten Axiomen, die unsere westliche Denkweise kennzeichnen, gehört die anscheinend ganz selbstverständliche Scheidung von Innenwelt und Aussenwelt, von Ich und Umgebung. Sie ist eine intellektuelle Konstruktion, aufgrund einer groben, physikalischen Feststellung. Alles, was unserer Umwelt angehört, hat seine Entsprechung in uns selber. Alles, was wir draussen schaffen, ist zuerst innen geschaffen worden. Mit allem, was wir draussen aus Willkür oder gar mit Lust zerstören, zerstören wir auch innen etwas.

Wir könnten uns wahrscheinlich einigen, dass das für die Herrenmenschen gilt, die an der Rampe der Wegwerfstätten von Auschwitz und Mauthausen ihren Dienst taten. Wir wollen nichts mystifizieren und nichts diabolisieren. Aber entschieden unsere Ahnung aussprechen, dass der Teufel immer dort lauert, wo wir ganz genau und selbstverständlich zu wissen meinen, was nützlich ist und was in den Ofen gehört. Das ist es, was die Schlange Adam und Eva verspricht: *Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum* – ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.

Spätestens hier muss man spüren, dass in der Wegwerfsicherheit unter Umständen eine Anmassung steckt, zu sein wie Gott, der geschaffen hat und auch vernichten darf. Leider wirkt sich diese Anmassung der Gottähnlichkeit durch den Menschen meistens in einem Verlust an Menschlichkeit aus.

V.

Ich komme zum Schluss. «Zusammenhänge zwischen Machbarkeit und Zerstörung» standen zur Diskussion. Es ist mir klar, dass Sie nicht allem zustimmen können, was ich hier andeutete. Aber ich hoffe, dass wir uns über ein paar Zusammenhänge in etwa verständigen könnten.

So möchte ich annehmen, dass wir einig sind: die industrielle Gesellschaft, von der wir ausgegangen sind, darf nicht nur dem einen Gott des Leistens dienen. Wer die Lage bedenkt oder auch nur intensiv erfühlt, muss heute wissen: es geht um Leisten *und* um Besorgen. Das Schützen gewisser Dinge muss heute integrierter Bestandteil eines Leistens sein, das nicht unbedacht, gedankenlos, unverantwortlich ist.

Ansätze dazu sind sichtbar, so in der wissenschaftlichen Forschung, deren Schwerpunkte sich von Chemie und Physik auf die Biologie und alle sogenannten «Life Sciences» verlagert haben, auch auf die Umweltwissenschaften. Aber das Wichtigste dürfte sich in den Ingenieurwissenschaften vollziehen. Die Umweltdiskussion der letzten Jahre hat, neben viel Ungenauem und bloss Emotionalem, zur Folge gehabt,

dass neue Vorstellungen des Optimierens Bedeutung gewonnen haben. Wobei es sich nun nicht um das altbekannte Optimum im Verhältnis von Aufwand und Leistung handelt, sondern um das Verhältnis zwischen Leistung und gefährlichem Eingriff in Bestehendes. Mit der Überzeugung, es müsse mit dem, was nicht unerschöpflich zur Verfügung stehe, sorgfältig umgegangen werden, wird heute bei technischen Projekten in vielen Fällen ernst gemacht. Sorgfalt ist ein Wort, das man bis vor kurzem in technischem Zusammenhang nur brauchte, wo es um Präzision der Arbeit ging. Jetzt gehört sorgfältige Rücksichtnahme schon zur Phase der Konzeptionen. Nicht dass er Maximales und Mammuthaftes konstruiert, beweist heute die Grösse des Ingenieurs, sondern dass er in gewissen Fällen darauf verzichtet, zu machen, was an sich machbar wäre.

Die technische Machbarkeit nimmt dank den Fortschritten der Naturwissenschaften und der Ingenieurkunst noch immer zu. Aber die Einstellung der Naturwissenschaftler zu ihrem Gegenstand, der Natur, ist nicht mehr durch das Gefühl der unbegrenzten Allmacht bestimmt. Vor nicht ganz hundert Jahren hat der berühmte Physiologe Emil Du Bois-Reymond (1818 bis 1896) geschrieben: «Gibt es ein Merkmal, welches für sich allein den Fortschritt der Menschheit anzeigt, so scheint dies der erreichte Grad von Herrschaft über die Natur zu sein.» Und vorher zitiert er mit tiefster Zustimmung Bacons Wort «Wissen ist Macht». Der Wissenschaftler Du Bois-Reymond spricht mit dem Blick auf die Natur nicht anders als ein absolutistischer König mit Blick auf sein Volk gesprochen hat. Alle Macht lag bei ihm; Ludwig XIV. konnte machen, was er wollte. Diese absolutistische Denkweise ist durch die französische Revolution gebrochen worden; seither sind der Ausübung der politischen Macht Grenzen gesetzt. Der Gegenstand monarchistischer Macht, das Volk, ist selber souverän geworden. Die Natur kennt keinen Aufstand gegen den technischen Eingriff; sie ist wehrlos, sie geht nur zugrunde. Die Grenzen ihrer Entmachtung und Ausbeutung müssen durch die Menschen selber gezogen werden, die Wissenschaftler, die Ingenieure, die Politiker. Man beginnt sie abzustecken. Denn anders als zu Zeiten Du Bois-Reymonds sieht man heute, dass nicht nur die Machbarkeit zunimmt, sondern auch die Liste dessen, was die Macht, indem sie sich seiner bemächtigt, vernichtet, die Liste des Unersetzlichen.

Du Bois-Reymond, sässe er unter uns, hätte für solche Überlegungen nur Spott übrig. Er müsste meinen, eine Wissenschaft und Technik, die das Hochgefühl der Macht und des Machbaren verloren habe, sei erschlaft und sentimental geworden. Wir sollten uns von seinen geistigen Söhnen – es gibt sie – nicht imponieren lassen und uns ohne Scheu zu einer Ethik bekennen, die vom Menschen, auch vom Wissenschaftler und vom Techniker, nicht nur den Fortschritt verlangt, die zunehmende Macht über die Dinge, sondern auch die Rücksicht auf das, was, als Dauerndes und Wehrloses, ihm anheimgegeben und ausgeliefert ist.

Auf das biblische Wort: «Machet die Erde euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf der Erde kriecht», sollten wir uns *nicht mehr berufen*. Die Erde darf für uns kein Untertan sein, und nichts, was auf ihr ist. «Untertan» ist kein gutes Wort; was untertan ist, nützt man aus, wirft man weg. Die Welt ist uns nicht nur zur Nutzung und Beherrschung übergeben, sondern auch, damit wir sie bestellen. Was man bestellt, trägt auch Nutzen, aber man vernichtet den Acker nicht, den man bestellt.

Immer wird die Welt etwas sein, was man verändern kann und verändern muss. Aber immer muss sie, bis in das kleinste geschaffene oder gewordene Ding hinein, für uns etwas bleiben, was ein eigenes Daseinsrecht und eine eigene Würde besitzt.